Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 45 (1941-1942)

Heft: 9

Artikel: Ein Rufer in der Wüste. Zweiter Teil 3. Kapitel, Ein Unkluger wirbt um die Braut - 4. Kapitel, Ein Kluger geht auf die Freite

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668783

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Rufer in der Wüste

Roman von Jakob Boßhart

(8. Fortsetzung.)

Er war ratlos. Er hatte jahrelang im Geist mit ihr gelebt, aber nach der Art der Träumer, mit Umgehung der nackten Lebensfragen. Er litt an dem Meß- und Zählbaren dieser Welt und hatte in der Liebe das Heilmittel gegen dieses sein Leiden erkannt. Denn wo sieht die rechte Liebe nach Gold und Ansehen und Macht? Nun fühlte er in Jutta eine Liebe, die rechnen wollte.

„Bist du noch nicht selbständig?" tönte es ihm in die Ohren. „Du hast mir nach England geschrieben, du habest dich jetzt ins Geschäft eingearbeitet und daneben noch studiert."

Er berichtete ehrlich: „Studiert? Stückwerk! Wie einer botanisiert, der nur den schönen Blumen nachläuft! Und erst das Geschäft! Es ist mir die Hölle. Zum Braten oder zum Ersticken."

Sie sah ihm scharf in die Augen und sprach dann langsam und hart: „Ein Gentleman hat mir einmal gesagt, wer an der Welt teilhaben wolle, müsse mit der Welt gemeinsame Sache machen."

„Und so denkst auch du?"

„Drüben lebt man nach diesem Satz und lebt gut. Ich habe in Florenz einen andern Schlag kennen gelernt, verarmte Adelige mit tönenden Namen und Titeln, immer bemüht, die Fassade zu schonen, und dabei kleinlich, verkümmert, mißgünstig, aufgebläht. Was ist nun besser?"

Reinhart wurde es immer enger. „Du hast die Zeit gut angewandt drüben," sagte er bitter. Sie warf ihre Lippen auf: „Nun, so hat es doch eins von uns beiden getan."

„Wie ein so weich geschwungener Mund so hart sprechen kann," wunderte Reinhart, und er schloß ihr die Lippen mit den seinen. Es war ihm zum Ersticken. Sie lachte gezwungen: „Ich habe dich bös angelassen. Aber sieh, ich habe nun einen Skandal angerichtet, das Hombergsche Haus wird schlimm tönen heut' abend. Ich muß vorwärts, es gibt kein Halten. Wir beide müssen uns helfen, eins dem andern. Wir sind nun doch Verlobte. Wir wollen es erzwingen. Erzwingen, erzwingen, erzwingen! Nicht? Wir haben unsere Väter gegen uns, dazu eine Tante, die hartmäuliger ist als vier Väter zusammen, die noch alle ihre Stockzähne haben."

Er mußte trotz seiner Beklemmung lachen, und sie stimmte frei ein. „Denk' dir, auch unser Vater gibt der Zeit nach! Er sitzt jetzt stundenlang über dem Börsenblatt und zeichnet Kurven. Er soll viel Glück haben, sagt die Tante. Wenn es der alte Mann noch unternimmt, wie könntest du es nicht?"

Reinhart schüttelte wehrlos den Kopf. Sie wurde wieder bestimmter: „Du mußt zu Geld gelangen. Nur so kommen wir zusammen. Jener Gentleman sagte einmal, mit einer halben Unze Verstand könne man das größte Vermögen zusammenscharren. Und du hast doch mehr als eine halbe!" Sie küßte ihm die Bitternis von den Lippen und aus den Augen.

„Ich will einen Weg suchen," redete er sich zu. „Ich muß ja kein neues Geschäft gründen. Ich habe doch das unsrige." Er wollte hinzufügen: „Das wird uns schon nähren," aber er schwieg. Die Aktiengesellschaft Stapfer, Geierling und Cie. besaß sein Vertrauen nicht.

„Du mußt das Gechäft nur lieb gewinnen, du mußt nur vorwärts kommen wollen, dann wird alles gut."

„Hat es einen Sinn, mit deinem Vater zu sprechen?" fragte er.

„Das muß natürlich geschehen, nach dem, was ich Teufel heute angestellt habe. Ich werde den Boden vorbereiten. Und nun bringe mich ans Land. Ich will heim und ihnen unter die Zähne stehen. Je früher, desto besser."

Der Wind trieb das Boot ohne Lust ans Ufer. Reinhart begleitete Jutta bis vor das Hombergsche Haus. Sie trat mit entschlossener Stirne ein. Er staunte ihr nach mit Augen, die in einer andern Welt saßen. Nun hatte er die ersehnte Braut. Aber wie seltsam! Ihm war, es sei Anfang und Ende zugleich, er habe Jutta in der gleichen Stunde gewonnen und verloren. Er fühlte sich auch gedemütigt in seiner schiefen Rolle.

„Ach, laß!" beschwichtigte er die aufdunkelnde

Traurigkeit. „Dir zulieb ist sie dem andern davongelaufen, ist dir das nicht genug? Und hat sie unrecht, wenn sie dich ins Leben treibt? Du Taugenichts! Du Taugenichts?" Ihre entschlossene Stimme klang ihm ins Ohr, und er sang halb, halb stöhnte er: „Sie ist ein Wunder!"

Einige Tage später erhielt er von Jutta ein paar Zeilen, aus einem kleinen abgelegenen Bad. „Lieber Reinhart, es war ein grauenhaftes Gewitter! Am Montag hat mich Tantchen zusammengepackt und hierher gebracht. Wie lange wir bleiben, weiß ich nicht. Schreibe nicht an Papa, bevor ich Dir einen Wink gegeben habe. Deine Jutta."

3. Kapitel.

Ein Unkluger wirbt um die Braut.

Reinhart hatte Hans Beat um eine Unterredung gebeten und war durch einen trockenen Satz auf einen Sonntagmorgen, Punkt elf Uhr, geladen worden. Er schritt unruhig im Garten der ‚Seewarte' auf und ab und schaute hie und da auf die Uhr. Er wollte pünktlich sein. Küngold kam ihm entgegen. Sie war in der Kirche gewesen.

„Du bist in Schwarz?" forschte sie, „gehst du zu einem Begräbnis?"

„Vielleicht! Komm ein paar Schritte mit mir."

Im Gehen berichtete er. Sie hängte ihren Arm in den seinen und sagte tonlos: „Wir haben kein Glück, Reiner."

Er stand still: „Mir kommt alles immer mehr als etwas Unabwendbares vor. Schickung ist alles. Ist es nicht verrückt, daß ein Augenblick über unser ganzes Leben entscheidet? Wie stehst du zu Geierling?"

„Wir sind seit einem halben Jahre heimlich versprochen, aber es geht auseinander, ich merke es wohl. Und es ist gut so. Mit dem Herzen lieb' ich ihn und mit dem Kopf — — — ich kann es dir nicht erklären! Es ist zu unsinnig! Er hält sich seit einiger Zeit zurück."

„Ich stelle ihn zur Rede."

„Laß das! Ich sagte dir doch, daß es auseinandergehen muß! Muß! Er wollte ja doch nur ein Geschäft mit mir machen. Oh, ihr Männer! Bei euch sind immer die Hintergedanken die Hauptsache."

„Dr. Wäspi bemüht sich jetzt auch um dich?" fuhr Reinhart ablenkend fort.

„Ach ja! Ich sagte es dir doch, wir haben in diesen Dingen kein Glück!" Sie wollte lachen, brachte aber nur ein Aufstöhnen zustande und drehte sich eilig um.

Schlag elf Uhr legte Reinhart den Finger auf den Klingelknopf des Hombergschen Hauses. Er wurde von dem Dienstmädchen in den Empfangssalon geführt. Es fiel ihm gleich auf, wie stark sich das Zimmer in den paar Jahren verändert hatte. Die alten, etwas abgenützten Polstermöbel waren durch ganz moderne Ledersessel und -fauteuils ersetzt worden, die sich um ein paar kleine, dünn- und hochbeinige Mahagonitischchen gruppierten, auf denen Porzellanvasen und feingeschliffene Schalen mit Blumen standen, während vorher ein Empiretisch aus Nußbaum als Träger wahllos zusammengestellter Nippsachen, Meermuscheln und Photographiealbums gedient hatte. Die verblaßte, stellenweise etwas fleckige Tapete war geblieben und nahm sich neben den neuen Prunkstücken armselig aus. Auf dem banalen Grau prangten zwei kaum trockene Ölbilder des pfarrherrlichen Ehepaares, die unter den alten diskreten Charakterbildern Anton Graffs parvenühaft protzten. Kein Zweifel, das Haus Homberg befand sich mitten in einer tiefgehenden Wandlung, ein neuer Geschmack, eine neue Zeit, ein neuer Geist begann, die alte Schale zu füllen, und hatte nur durch einen Zufall die abgenutzte Tapete noch verschont.

Reinhart hatte zu diesen Gedanken reichlich Zeit. Man beeilte sich nicht, ihn zu begrüßen. Da schrillte die Hausglocke, und gleich darauf hallte die Stimme des Pfarrers Schalcher durch den Hausflur. Offenbar hatte man nur noch auf ihn gewartet, um das Theater zu eröffnen. Die Türe ging auf, Hans Beat schob Tante Lilly mit vornehm feierlicher Gebärde in den Raum, hinter den beiden schritten der Pfarrer und Minna. Die Angelegenheit sollte also im Familienrat behandelt werden, aber mit Ausschluß Juttas, der Hauptbeteiligten. Reinhart erhob sich und sah sich gemessenen Verbeugungen gegenüber. Hans Beat und Tante Lilly setzten sich mit ihm an ein Tischchen, das junge Ehepaar nahm an einem andern, etwas im Hintergrunde des Raumes, Platz.

„Belieben Sie, sich auszusprechen," begann Hans Beat geschäftsmäßig, aber nicht unverbindlich im Tone. Er war im schwarzen Kirchgangskleid und hatte sich sein hohes Samtkäppchen auf den gelichteten Scheitel gesetzt. Tante Lilly knisterte in Seide und trug einen alten Anhänger mit großen Rubinen am Hals. Beide sahen sehr distinguiert aus.

Reinhart sagte in kurzen, ungekünstelten Worten, was sie alle schon wußten und noch ein bißchen mehr: nämlich, was Juttas Liebe für sein Leben war.

„Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie die Absicht haben, meinem Kinde zu erweisen," pastorierte Hans Beat. „Wir haben Ihre Absichten seit einiger Zeit vermutet und sind froh, die Angelegenheit einmal sachlich mit Ihnen besprechen zu können. Ich habe gegen Ihre Person als solche nichts zu erinnern, abgesehen von dem tollen Streich, den Sie sich am Schützenfest leisteten. Das wäre also, obenhin betrachtet, in Ordnung. Ich darf Ihnen jedoch nicht verschweigen, daß sich bei uns einige Aber einstellen. Ich will mit aller Offenheit davon sprechen. Sie haben vor bald vier Jahren die Maturitätsprüfung bestanden, was haben Sie seither getrieben? Ich erlasse Ihnen die Antwort, die Frage gestellt zu haben, genügt mir. Jedenfalls sind Sie noch weit davon entfernt, selbständig zu sein. Wer aber nicht selbständig ist, hat kein Recht einen eigenen Haushalt zu gründen. Das ist das eine. Vielleicht spekulieren Sie auf ein Vermögen, aber darin würden Sie eine große Enttäuschung erleben." Reinhart protestierte. Hans Beat fuhr fort: „Ebenso wichtig, oder noch wichtiger ist ein Weiteres. Zwischen Ihrer Familie und der meinigen besteht eine Schranke. Verstehen Sie mich recht, es ist nicht Standesdünkel, was mich diese Dinge hervorheben heißt, sondern die Einsicht, daß die beiden Lager, das Ihrige und das meinige, wohl daran tun, sich nicht zu mischen. Unsere Anschauungen, Sitten, religiösen und politischen Überzeugungen sind so verschieden, daß bei einer Verbindung sich Unstimmigkeiten herausbilden müßten." Wieder machte Reinhart eine widersprechende Bewegung.

„Unterschätzen Sie diese Schlagbäume nicht! Sie werden denken, Jutta liebe Sie und die Liebe helfe über alle Hindernisse hinweg. Seien Sie aber versichert, daß mein Kind nur zu bald empfinden müßte, in die Fremde geraten zu sein."

„Déclassée!" warf Tante Lilly dazwischen.

Hans Beat verwies ihr das Wort mit einem raschen Blick und fuhr fort: „Sagen Sie selber, Herr Stapfer, ob Sie sich bei uns wohl fühlen? Sie können es nicht, der Frosch gehört in den Teich und die Forelle in den Bach, wobei ich durchaus dahingestellt lasse, wer Frosch und wer Forelle ist, ich will damit nur sagen, daß jeder in seinem Elemente verbleiben solle."

Hans Beat hatte diesen Zusatz gemacht, weil Reinhart seinen Stuhl etwas hastig von ihm abrückte. „Sehen Sie," fuhr der alte Herr fast gemütlich weiter, „es sind nicht alle meines Standes oder meiner Familie so streng und ausschließlich wie ich, ich weiß, daß viele von uns die Schranke erniedrigt oder beseitigt haben, daß einige sich nicht scheuen, Kaufmannschaft zu betreiben oder sich in einem industriellen Unternehmen zu bereichern. Das müssen diese mit sich selber ausmachen, ich aber nehme bewußt einen extremen Standpunkt ein als Protest gegen den neuen Geist und weiß mich darin mit meiner lieben Schwägerin, Fräulein de Luternau, einig."

Tante Lilly richtete sich auf ihrem Sessel in Positur und rauschte vernehmlich mit der Seide ihres Kleides.

„Der Mann meines Herzens ist der Privatgelehrte, der Lehrer auf der höchsten Stufe, der Richter, der Staatsmann alter Observanz und der Diener am Wort." Hans Beat machte eine leichte Verbeugung schief rückwärts gegen seinen Schwiegersohn. „Ärzte und Advokaten kann ich schon nicht auf gleiche Stufe stellen, die Offizierslaufbahn kommt für uns nicht mehr ernstlich in Betracht, seit wir die allgemeine Wehrpflicht haben, das Waffenhandwerk ist kein Beruf mehr, jedenfalls ist nicht mehr viel Ehre dabei."

„Sie verachten also meinesgleichen?" fragte Reinhart gereizt.

„Durchaus nicht. Es handelt sich bei mir um eine Frage der Lebensauffassung."

„Darf ich fragen, worin Sie den Unterschied sehen?" warf Reinhart ein.

„Was man lebt, braucht man nicht zu beweisen. Doch will ich Ihnen antworten. Ich verabscheue

Engelberger Winterlandschaft

das Geldverdienen um des Geldverdienens willen."

„Das tue auch ich," erwiderte Reinhart.

Tante Lilly rückte ihre Lorgnette vor die Augen. Reinhart wurde rot, er fühlte die schiefe Lage, in der er war: „Ich wiederhole es," sagte er erregt, „daß auch ich ein Leben erstrebe, wie Sie es eben als wünschenswert hinstellten. Wenn ich um Geld arbeite, tue ich es nur aus Not und — — — aus harter Pflicht. Betrachten Sie wirklich solche Arbeit als etwa Unehrliches?"

„Arbeit? Ich arbeite auch! Darum handelt es sich nicht, es fragt sich nur, wie stark der Einschlag der nackten Gewinnsucht ist. Man kann die Menschen auf viele Arten einteilen, in diesem Augenblicke unterscheide ich Geldmenschen und andere. Das Kriterium ist die Gesinnung."

„Sie setzen wohl bei allen, die nicht Ihres Standes sind, eine niedrige Gesinnung voraus?" erwiderte Reinhart mit mühsam bezwungener Heftigkeit. „Ich habe Ihren Verhältnissen durchaus nicht nachgespürt, aber ich weiß, daß jedermann Geld braucht zum Leben. Einen einträglichen Beruf üben Sie nicht aus, also leben Sie von den Zinsen. Halten Sie das Zinseneinnehmen für ehrenvoller als die Arbeit in einer Fabrik oder auf einem Bureau?"

Hans Beat reckte sich bei diesem Angriff zurecht. Seine Stimme zitterte leicht: „Ich sehe in der Tat nichts Unehrenhaftes im Zinsennehmen, wenn ein bescheidener, anständiger Zinsfuß nicht überschritten wird. Ist es nicht zweckmäßig, sein bißchen Geld andern Leuten zu geben, damit sie so ihren Unterhalt verdienen können? Daß man für diesen Dienst eine Kleinigkeit nimmt, ist doch nur billig, und ich meine, wir verpflichten den, dem wir Geld leihen, ebenso sehr, wie er uns mit seinem kleinen Entgelt verpflichtet."

Reinhart fühlte, daß Hans Beat unsicher geworden war und sich auf einem unentrinnbaren Widerspruch ertappt sah. Er vergaß ganz, daß er als Brautwerber gekommen war und empfand nur noch den Drang, eine anmaßend auftretende Unlauterkeit aufzudecken. „Es gab Zeiten, da man das Borgen auf Zinsen nicht für ehrenwert hielt. Im christlichen Mittelalter überließ man dieses Geschäft gerne den Juden, was darauf schließen läßt, daß man unsern Religionsstifter nicht als Befürworter des Borgens auf Zinsen betrachtete."

Hans Beat fühlte seine religiöse Gewissenhaftigkeit in Zweifel gezogen und, da er sich zudem im Netze sah, flammte er auf: „Ich finde es außerordentlich kühn von Ihnen, mich mit Schacherjuden auf eine Stufe zu stellen."

Nun eilte ihm Pfarrer Schalcher zu Hilfe. Er war aufgestanden und hatte sich Reinhart gegenüber aufgestellt, mit den Händen in den Hosentaschen. „Wenn Sie in der Bibel so bewandert sind," begann er weniger salbungsvoll, als es sonst seine Art war, „so werden Sie auch das Gleichnis kennen, das von den anvertrauten Talenten handelt. Wem hat unser Heiland recht gegeben, dem, der sein Talent anwandte, oder dem, der es untätig in der Erde liegen ließ?"

Tante Lilly klatschte leise in die Hände, Hans Beat schien etwas zu überdenken, sein Gesicht war gerötet, und um den Mund zuckte es ihm bitter. Minna aber seufzte: „Dieses Gezänk ist langweilig." Sie strich ihre seidene Robe zurecht und verließ den Salon.

Reinhart wandte sich gegen den Pfarrer, der triumphierend auf ihn niedersah: „Ich hatte bis jetzt geglaubt, es sei Jesu auf eine geistige Lebensauffassung angekommen und das Gleichnis von den Talenten habe mit Zinsrechnungen nichts zu schaffen. Jetzt belehrt mich ein Vertreter der Kirche, daß mein Irrtum gründlich war!"

„Wer ist denn hier der Geldmensch?" fuhr der Pfarrer Reinhart barsch an, „unser verehrter Herr Hans Beat von Homberg oder der Fabrikant Stapfer? Vertauschen Sie, bitte, die Rollen nicht!"

Hans Beat gab zu verstehen, daß ihn die Wendung, die das Gespräch genommen habe, anwidere. Er sagte kurz: „Sie werden mir nicht zumuten, daß ich weitläufig begründe, warum wir den auswählen möchten, den wir in unseren Kreisen aufnehmen. Ich denke, wir können die Unterredung abbrechen."

Reinhart warf einen Blick, der nicht mißverstanden werden konnte, auf den Pfarrer. Hans Beat fing ihn auf und parierte: „Mein Schwiegersohn ist durch seinen Beruf geadelt."

Nun mischte sich die Tante ein. „Lieber Schwa-

ger, erzähle ihm doch die Geschichte des Inders, tu sais!"

Hans Beat schüttelte mißbilligend den Kopf und wandte sich halb ab. Die temperamentvolle Tante aber gab dem Pfarrer ein gebieterisches Zeichen, und er erfüllte ihren Wunsch nach einigem Zögern.

„Herr Stapfer," begann Schalcher etwas stockend, „Sie kennen ohne Zweifel die Bedeutung des Kastenwesens in Indien, die Abstufung der Menschen in Priester, Krieger und Vaisya, das heißt Kaufleute und dergleichen. Einst kam ein Indier, der der Priesterklasse angehörte, in unsere Stadt und wurde einmal in Kaufmannskreisen wegen des Kastenwesens aufgezogen. Als Antwort legte er den Angreifern folgendes dar: Die Brahmanen sind Leute, die wissen, daß man von ihnen einen vorbildlichen Wandel erwartet, ein Leben, dessen Ziel und Erfüllung die Weisheit ist. Gewiß sind sie auch Menschen, und es gibt vielleicht unter hundert zehn minderwertige, die übrigen neunzig aber sind gut. Die Krieger wissen, daß man von ihnen Mut und Aufopferung für ihr Land erwartet und sie nur in dem Maße achtet, als sie diese Eigenschaften verkörpern. Ich will einräumen, daß zehn von hundert hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückbleiben, die übrigen neunzig aber erfüllen sie ganz. Und nun die Vaisya! Was sollte man von ihnen erwarten? Doch wohl Rechtlichkeit. Gehen Sie, um die Probe zu machen, zu einem Tuchhändler und fragen Sie ihn, wo man in der Stadt das beste und preiswürdigste Tuch bekomme. Wird er Ihnen nach seinem Gewissen sagen, das könne man beim Händler X. oder im Laden des Y. bekommen? Wird er nicht sagen, e r habe das beste und preiswürdigste Tuch, auch wenn er es anders weiß? Ich will in meinem Urteil milde sein, — es ist immer der Indier, der spricht, — ich will sagen, es gibt unter diesen Leuten von hundert zehn, die anständig sind, das heißt, sich ein Gewissen machen würden, ihre Kunden wissentlich zu benachteiligen, die übrigen neunzig aber sind — ich will das Wort nicht aussprechen. Und nun sagen Sie selber, kann man den Brahmanen oder den Kriegern zumuten, sich mit solchen Leuten zu mischen? Ich habe nur referiert," schloß Schalcher seine Ausführungen.

Reinhart fuhr auf, er hätte auf den Menschen, der ihm eine solche Ohrfeige versetzte, losspringen mögen. Er fühlte, daß diese Leute nach außen ein Ideal verfochten, das sie innerlich vielleicht gar nie besessen hatten, ein Ideal, das aber in ihm selber flammte. Und sie hatten es durch ihre Taktik zustande gebracht, daß er als der Ideallose, der Schelm dastand. Was wußten sie denn von ihm und seiner Not und seinem Kampf gegen den verfluchten Geldgeist? Weil er aber fühlte, daß ihm der Sieg nicht gelungen war und daß man ihm in diesem Kreise nicht glaubte, erfaßte ihn eine maßlose Wut, und es fuhr ihm glühend aus der Kehle: „Und wenn die Brahmanen spekulieren wie die Hebräer?"

Alle Gesichter veränderten sich. Der Pfarrer biß die Lippen zusammen, um nicht zu explodieren, Tante Lillys Palmeninselchen auf der Oberlippe sträubte sich, Hans Beat war aufgesprungen, starrte Reinhart an und sank dann wieder auf seinen Stuhl nieder, als wäre ihm eine Keule aufs Haupt gefahren. Es waren fürchterliche Augenblicke, die kein Ende nehmen wollten. Reinhart wollte das Feld nicht fluchtartig räumen, sie sollten ihn nicht feige sehen. Sein Blick starrte auf Hans Beat. Um seinetwegen bereute er sein Wort.

In die schwüle Stille rauschte Minna herein, blieb einen Augenblick, die vier erstaunt anstarrend, stehen, und reichte dann Hans Beat einen gelben Briefumschlag. „Eben ist dieses Telegramm gebracht worden, Pa."

Hans Beat riß den Umschlag mechanisch auf und zog das grünliche Blatt mit ungeschickten Fingern heraus. Er durchflog die Zeilen, offenbar ohne sich etwas dabei zu denken. Er wollte das Blatt schon auf den Tisch legen, als ihn etwas leise durchzuckte, ein unbewußt aufgefangenes Wort, ein unbewußt eingelassener Gedanke. Er las die Depesche wieder und zum drittenmal und sagte dann, das Blatt seiner Schwägerin reichend: „Es ist ein großes Unglück geschehen." Es entstand eine Bewegung, die Reinhart wahrnahm, um sich zu empfehlen.

Er meinte, seine Schläfen platzten. „Sie ist mir verloren," stöhnte er. „Alles aus! Oh, der Unsinn!" Dann wieder brach es wie Freude durch, das heuchlerische Gewebe zerrissen zu haben. Er

sah den alten Homberg wie zusammengeschlagen auf seinem Stuhle sitzen und empfand ein wahres Mitleid mit diesem im Grunde vornehmen Opfer eines bösen Geistes.

Zu Hause stieg Reinhart gleich in sein Zimmer hinauf, das Mittagessen verschmähte er. Er wollte Jutta schreiben und ihr alles berichten, warf aber schon nach dem ersten Satz die Feder weg. Der Brief konnte ja nichts anderes werden als eine Selbstanklage. Während er unschlüssig über seinem Bogen brütete, trat seine Mutter ein. Sie setzte sich ihm gegenüber und fragte ohne Vermittlung: „Hast du sie so lieb?"

„Sie ist für mich wie ein Schicksal, an dem ich gesunde oder zugrunde gehe," stöhnte er.

„Und sie?"

„Ich glaube, sie liebt mich auch."

„Nun, dann kann es ja noch gut werden. Warum müssen meine Kinder immer den schwersten Weg gehen? Erzähle mir einmal von ihr."

Sie verlangte das nicht aus Neugier, sondern weil sie hoffte, die Aussprache werde ihm Erleichterung verschaffen. So war es auch. Er kam, indem er Juttas rätselvolles Bild vor den Augen der Mutter gewissermaßen wie ein Künstler schuf, in eine zuversichtliche Stimmung.

Am folgenden Morgen erhielt er mit der ersten Post diesen Brief:

„Liebes Ungeheuer!

Eben komme ich nach Hause und erfahre, was vorgefallen ist. Ich bin ganz trostlos. Wann wirst Du endlich klug?

In unserem Hause herrscht übrigens große Trauer und Bestürzung. Onkel Edgar und Vetter Hans de Luternau sind heute morgen im Auto verunglückt. Der Onkel war gleich tot, auch Hans scheint verloren zu sein, Papa und Tante sind schon nach Aarwald verreist. Ich erwarte Dich morgen abend halb sieben Uhr in den Anlagen zum Kriegsrat. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Deine Jutta."

Tags darauf, nach dem Abendessen reichte Ferdinand Reinhart eine Zeitung über den Tisch weg und wies mit dem Zeigefinger auf die Rubrik Unglücksfälle und Verbrechen. Reinhart las, was er schon wußte.

„Was sagst du dazu?" fragte Ferdinand, und als Reinhart sich ausschwieg, setzte er wieder an: „Hast du dir die Folgen schon überlegt?"

„Die Folgen? Wie meinst du das?"

„Die Homberg und Fräulein de Luternau werden den ganzen Segen erben. Man schätzt die Luternau auf mindestens vier Millionen."

Reinhart sah den Vater erstaunt an.

„Es wäre kein übler Schachzug," fuhr Ferdinand wie für sich fort, „die beiden Konkurrenzhäuser in einer Hand zusammenzukrallen. Die Luternausche Fabrik soll ganz modern eingerichtet sein und in den letzten Jahren sehr gut gearbeitet haben."

Reinhart verbarg sich hinter der Zeitung. Sein Vater kam ihm wie ein Fremder vor. So hätte er noch vor einem Jahre nicht gesprochen.

4. Kapitel.

Ein Kluger geht auf die Freite.

Es war am ersten Sonntag im Oktober. Ferdinand hatte sich in sein Arbeitszimmer eingeschlossen und ging mit langen Schritten um den Tisch herum, auf dem Papier ausgebreitet oder zu kleinen Stößen aufgeschichtet lagen. Zuweilen warf er sich auf einen Stuhl, schleuderte mit einem Tintenstift Zahlenreihen auf ein Blatt, um dann seinen nervösen Gang fortzusetzen. Er sah zerquält aus.

Draußen pochte es behutsam an die Türe. Er stand mit einer unwilligen Gebärde still, streckte die Hand nach einem Papierbündel aus und warf es wie eine Sünde in eine Schublade. Dann setzte er sich und stierte nach der Türe. Wieder pochte es. Er rührte sich nicht. Die Stimme seiner Frau ließ sich vernehmen: „Es will jemand zu dir, Ferdinand."

Zögernd schob er den Riegel zurück. „Es ist unmöglich, in diesem Windkessel eine Minute für sich zu sein!" schnauzte er Frau Ulrike an. „Wer ist's denn?"

„Doktor Wäspi."

„Was will denn der Windhund schon wieder? Geschäftligkeiten in Ehren, aber — — —"

„Er läßt sich nicht abweisen. Er ist im Gehrock. Weiß Gott, er kommt wegen Küngold!"

„Hol' ihn der Pechsieder! Legt man sich für

einen solchen Kerl ein wenig ins Zeug, so leitet er daraus gleich ein Menschenrecht ab. Er mag warten! Da hab' ich noch etwas für dich. Setz dich einen Augenblick!"

Er räumte rasch den Tisch ab und griff nach einer Zeitung, die er vorher auf einen Stuhl geworfen hatte. „Da hab' ich's." Er las: „Die Firma Luternau A.-G. in Aarwald wird unter dem Namen Homberg und de Luternau weitergeführt." Er stieß ein trockenes Lachen aus. „Was sagst du dazu? Gibt es nicht possierliche Dinge in dieser Welt? Unser altes Landesmobiliar will sich nun doch noch des Geldes erbarmen! Ich sag's ja immer: Wenn ein Wind weht, bläst er in alle Segel! Aber warum ich dir das sage: Reinhart sollte nun Attacke reiten. Dem alten Homberg muß ein Schwiegersohn, der etwas von der Fabrikation versteht, wie eine Himmelssendung vorkommen."

„Dräng' Reinhart nicht in dieses Geschäft hinein," bat Frau Ulrike.

Er warf ihr einen harten Blick zu: „Oh, was für Verdruß mir dieser Querkopf macht! Will ich ihn zügeln, so brennt er durch, sporn' ich ihn, so bockt er. Sprich du mit ihm, aber ohne daß er merkt, daß ich ... Nun, du verstehst! Sag' ihm, jetzt habe er es nicht mehr mit dem Junker Hans Beat zu tun, sondern mit dem Fabrikanten Homberg. Das sei ein Unterschied. Man steht jetzt auf dem gleichen Brett, wir vielleicht etwas sicherer, weil wir etwas von diesem Schaukelbrett verstehen ... Und nun laß mir den Windhund kommen! Begehrt er Küngold, so muß ich ihm auf die Finger klopfen, ich habe andere Pläne."

„Ach, laß doch die Kinder ihren Weg selber finden, du mußtest es einst auch," seufzte die Frau.

„Ich wußte, was ich wollte," brauste Ferdinand auf, „die Jungen aber benehmen sich, wie wenn die ganze Welt Blindekuh spielte."

Sie ging. Ein paar Augenblicke später hüpfte Immergrün über die Schwelle. Plötzlich schien es ihm zum Bewußtsein zu kommen, daß die Stunde einige Feierlichkeit erheische, und er nahte sich Ferdinand mit den gemessensten Bewegungen, deren seine etwas zu kurzen unteren Gliedmaßen fähig waren. Die linke Hand stak in einem grauen Glacéhandschuh, die rechte war für den Handschlag frei. Man setzte sich. Ferdinand, um der ihm widerwärtigen Feierlichkeit einen Stoß zu versetzen, bot dem Besucher, wie es seine Gewohnheit war, Zigarre und Streichhölzer an und schob einen mächtigen Aschenbecher vor ihn hin.

„Was bringen Sie Gutes?"

Immergrün hatte sich seine Ansprache stilvoll zurecht gemacht und fand sich nun durch Ferdinands Formlosigkeit in die Lage eines aus dem Geleise geworfenen Rollwagens versetzt. Er hatte zwei Angelegenheiten vorzubringen und begann nun, gegen seine ursprüngliche Absicht, mit der rein geschäftlichen. Den Anfang seiner Rede konnte er immerhin fast unverändert verwenden. „Verehrter Herr, Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze und wie sehr es mich danach verlangt, Ihnen meine bescheidenen Kräfte zu widmen. Wie ein General Offiziere braucht, so auch braucht ein Parteiführer einen Stab zuverlässiger Unterführer, die seine Gedanken auswirken und in die Weite tragen. Ich bin entschlossen, mein Leben der Öffentlichkeit und dem allgemeinen Wohl zu weihen ..."

„Sie lassen Ihre Zigarre ausgehen, Herr Doktor," unterbrach ihn Ferdinand.

„Macht nichts, ich bin ohnehin kein perfekter Raucher. Doch, was ich sagen wollte: Der Idealismus ist die schönste Sache von der Welt, aber Idealismus ist ein Abstraktum, und der Mensch ist ein Konkretum, und zwar ein lebendes und bedarf als solches des Unterhaltes ..."

„Unbedingt," unterstützte ihn Ferdinand etwas belustigt.

„In meinem Alter muß man sich seine Lebensstellung schaffen, wenigstens das feste Fundament dazu. Ich habe nun mehr als ein halbes Jahr am ‚Patrioten' gearbeitet, aber, ich bedaure das sagen zu müssen, ohne eine rechte Genugtuung zu finden. Man macht mir tagtäglich Schwierigkeiten, meine Artikel liegen oft wochenlang auf dem Redaktionstisch, manche sind spurlos verschwunden, und nicht die schlechtesten, kurz, man will mich nicht hochkommen lassen, und wüßte man nicht, daß Sie hinter mir stehen, man hätte schon lange die Stiefelsohlen an mir probiert. Sie gestatten, daß ich ganz offen rede. Der politische Teil des Blattes ist ungenügend redigiert. Nehmen Sie die Beiträge gelegentlicher Mitarbeiter weg," — er machte eine Verbeugung

gegen Ferdinand — „so bleibt viel Spreu und wenig Korn übrig. Darunter muß nach und nach die ganze Partei leiden. Ein Parteiorgan muß auf den Kampf gestellt sein, es darf nicht mit gewöhnlichem Wasser, es muß mit Scheidewasser geschrieben sein."

Er hielt inne und wartete Ferdinands Entgegnung ab.

„Sie tun unserm Herrn Diggelmann unrecht," blies Ferdinand mit einem Rauchballen hervor. „Er ist kein hervorragender Schläger, aber ein guter Parierer. Und er steht schon mehr als fünfzehn Jahre treu auf seinem Posten."

„Viel zu lang! Doch ich will ihn natürlich nicht herabsetzen oder gar verdrängen. Darf ich meinen Plan abdecken?"

„Bitte!"

„Eine Zeitung, wie die unsrige, sollte zwei — politische Redaktoren haben, einen für das Ausland und einen für den Kanton und die Schweiz."

„Und Sie würden diesen letzteren Teil beanspruchen?"

„Weil er am meisten meinen Neigungen und Fähigkeiten entspricht. Doch habe ich auch im Ausland nützliche, sehr nützliche Beziehungen angeknüpft."

„Wir wollen sehen! Sie müssen sich aber gedulden, ich kann von mir aus nichts versprechen. Sie verstehen: der Parteivorstand und die Genossenschafter."

Immergrün fühlte die Kälte, die ihm aus Ferdinands Atem entgegen wehte und beschloß, die Taktik zu ändern. „Ich bin natürlich nicht auf Ihr Blatt angewiesen. Wenn jetzt ein unternehmender Kopf in unserer Stadt ein neues Blatt gründen will, muß er die Mittel dazu nicht suchen, er braucht nur die Hand auszustrecken. Das Ausland sucht Einfluß auf unsere Wirtschaft. Ich könnte Näheres mitteilen."

„Das klingt fast wie eine Drohung."

„Es soll keine sein, beileibe nicht, es soll Sie nur vor Überraschungen behüten."

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich be—hüten wollen," lachte Ferdinand unwillig.

„Entschuldigen Sie das unbedachte Wort, es liegt mir nichts ferner, als Sie zu verletzen. Was ich Ihnen jetzt noch zu eröffnen habe, wird Ihnen das beweisen." Er hielt inne und schien nach schicklichen Worten zu suchen.

„Ich habe," setzte er wieder an, „in letzter Zeit öfter Gelegenheit gefunden, Ihr Fräulein Tochter zu beobachten. Von der ersten Stunde an habe ich den gesunden Sinn und den hellen Verstand der jungen Dame bewundert, und, um es kurz zu sagen, eine aufrichtige Neigung zu ihr gefaßt. Ich weiß, was Sie meiner Werbung entgegenhalten werden: keine sichere Existenz, kein Vermögen, nichts als ein Versprechen. Aber lassen Sie mich nur in der Redaktionsstube des ‚Patrioten' festen Fuß fassen!"

„Das muß ich sagen: Sie verstehen das Kombinieren, Herr Doktor! Haben Sie schon mit meiner Tochter gesprochen?"

„Ich hielt es für richtiger und Ihnen gegenüber für taktvoller, mich zuerst mit Ihnen zu verständigen."

„In diesem Falle wäre der Weg zu meiner Tochter doch vielleicht vorzuziehen gewesen, schon aus dem einfachen Grunde, weil er uns beiden diese unerquickliche Aussprache erspart hätte."

„Haben Sie Fräulein Küngold schon ausgeforscht?"

„Das nicht gerade, aber ich halte dennoch Ihre Aussichten für gering."

„Mit andern Worten, ich bin nicht sowohl Ihrer Tochter als Ihnen nicht genehm?"

„Ich verstehe diesen Ton nicht, Herr Doktor."

„Wo es um so viel, um das Lebensglück geht, hat man das Recht, geschliffene Waffen zu gebrauchen. Ich glaube, ich bin als Freund zu schätzen und als Gegner zu — — achten."

„Sie täuschen sich, wenn Sie damit rechnen, mir etwas abdrohen zu können."

„Darf ich fragen, was Sie gegen mich einzuwenden haben?"

Die Hartnäckigkeit des jungen Mannes brachte Ferdinands schon auf dem Siedepunkt stehende üble Laune zum Kochen. „Sie scheinen einen Hieb nicht nur andeutungsweise, sondern gleich mit der Klinge empfangen zu wollen. Nun, so wissen Sie, meine Tochter ist nicht mehr frei."

„Vielleicht mehr durch eine andere, als durch die eigene Neigung gebunden."

(Fortsetzung folgt.)